



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der bairische Hiesel.

Volkserzählung aus Baiern.

Von Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

In einem heißen Junimorgen war wieder eine größere Streife gegen den Wildschützen ausgezogen. Die Sonne brannte so schwül hernieder, als habe sie ihre Lust daran, den Streifern das mühselige Geschäft auch ihrerseits zu verleiden. Müd', matt und verdrossen zog die bewaffnete Schaar einen Hügel hinan, über welchem die Landstraße steil emporstieg, um an der andern Seite eben so steil in die Ebene hinabzuführen, welche sich nach drei Seiten hin weit ausbreitete. Auf dem Hügel stand eine kleine nischenartige Feldcapelle, hinter welcher ein Waldstreifen hinzog; die Ebene bestand aus halbreifen Saatsfeldern, nach allen Seiten von Wäldern, wie von einem weiten dunklen Rahmen, umfaßt.

Die Schaar hatte die Höhe ziemlich ordnungslos erreicht und es sich droben, ohne erst ein Commando abzuwarten, möglichst bequem gemacht. Die Flinksten hatten sich im Schatten der Capellen-Nische einquartiert. Einige saßen am Rande des Straßengrabens, Andere hatten ihre Musketen an einander gelehnt und sich auf dem weichen Grasboden gelagert. Die dreieckigen Hüte wurden abgenommen und die Röcke aufgethört, um sich den Schweiß abzutrocknen und Kühlung zu verschaffen. Jetzt, im Zustande der Zerstreuung und Ruhe, trat es erst recht hervor, welcher bunten Anblick die ganze Schaar darbot. Sie bestand aus etwa zwanzig Mann, aber nur sechs davon schienen zu einander zu gehören; sie trugen auf den blauen aufgeschlagenen Röcken breite rothe Aermelklappen, kurze rothe Büsche auf den Hüten und über der Brust gekrenzte weiße Lederrücken für Patronentasche und Säbel. Von den übrigen waren immer höchstens zwei oder drei einander ähnlich; sie hatten verschiedene Röcke von allerlei Zuschnitt, Hutbüsche und Aufschläge von den schönsten Farben, hellgrün, rosenroth und himmelblau. Der Nest bestand aus einigen Jägern und einem Förster, die sich aber seitwärts und zusammen hielten, als läge ihnen daran, nicht zu der übrigen Mannschaft gerechnet zu werden.

„Das wird wohl die Capelle sein, die als Sammelpunkt bezeichnet ist?“ sagte der Anführer der sechs Gleichartigen, ein altgedienter Feldwebel mit ungeheurem Schnurrbart und härteigigen Gesicht. „Nicht so, Herr Förster?“

„Ja,“ erwiderte dieser, ein schöner stämmiger Mann von dunkler Gesichtsfarbe, dunklem Haare und noch dunkleren entschlossenen Augen, „das ist die Achatus-Capelle, und was da vor uns liegt, ist der Hartwald, in welchem der Hiesel jetzt seinen Lauf treibt.“

Der Feldwebel warf einen musternden Blick auf die von aller Disziplin gelöste Schaar. „Es sind noch nicht alle Mannschaften da,“ sagte er dann, „wir müssen auf sie warten und darüber versäumen wir am Ende die beste Zeit und Gelegenheit!“

„Dort unten beim Bach,“ sagte, mit vollen Backen lachend, Einer der Hellgrünen, der am weitesten umhersehen konnte und aus seiner Patronentasche Wurst und Brod hervorgeholt hatte, „da ist gerade Einer durchs Wasser gewatet; jetzt sitzt er auf dem Marktstein und zieht Schuh und Strümpfe wieder an. Er hat eine Muskete und einen Federbusch . . . wird also wohl auch ein Soldat sein.“

„Was? Ein einziger Mann?“ rief der Feldwebel und trat dienstfertig vor; „wo mag er herkommen? Er muß von feinen Corps versprengt worden sein . . . Soldat Blümelhuber,“ fuhr er dann, zu Einem seiner Mannschaften gewendet, fort, „stell Er sich da hinaus auf die Straße als Schildwacht und ruf Er den Soldaten an; er kommt richtig auf uns zu.“

Der Aufgerufene war eben im Begriff gewesen, ein bisschen einzunicken, er war daher von dem Commando nicht sehr erbaut und bezog seinen Posten mit einer Miene, als ob er einem Kampfe auf Leben und Tod entgegengehe. Der Anknüpfung mußte seinen Aerger entgelten, denn mit einer Bärenstimme, die im fernen Walde nachhallte, brüllte er demselben sein „Halt! Wer da?“ entgegen.

Der Herankommende war eine sonderbare Erscheinung: ein alter Keil mit verschrumpftem Gesicht und einem halbblahmen Bein, das ihn etwas zu hinken nöthigte. Das Körperchen steckte in einem Soldatenrocke wie ein vertrockneter lockerer Nussern in der Schale; aber auf dem Hute nicht ein mächtiger citrongelber Federbusch. Die Aermel und Nothklappen waren von gleicher Farbe und über der Brust baumelten zierliche citrongelbe Quastenschwüre.

Auf den kriegerischen Anruf versuchte der Mann sich ebenfalls ein soldatisches Ansehen zu geben und krächte dem Wachposten mit aller Anstrengung seiner dürren Kehle und in der blühendsten Mundart eines Stodschwaben zu: „Ich bin das Reichscontingent vom Stift Wetterhausen!“ Damit stand er schon mitten unter den Uebrigen und fuhr, ohne sich um Commando, Meldung oder Feldwebel zu bekümmern, in der heitersten Laune fort: „Grüß' Gott bei einander, grüß' Gott, Männer! Hün't Ihr scho' ebbes gfangt? Ich bin auch da zum Streife!“

„Wer ist Er?“ schnauzte ihn der Feldwebel im Gefühl seiner verletzten Würde an. „Was ist die Parole?“

eine kräftige Stimme von seltenem Klang und gebrauchte sie gern, besonders seit der Bube bei ihm war, denn dieser besaß auch eine frische glockenhelle Knabenstimme und gutes Gehör, und wenn sie Abends im Walde oder in einer Schenke sangen, lauschte die ganze Schaar und die Gäste tranken aus Behagen einen Krug mehr als gewöhnlich. Es war ein munteres Jägerlied, das sie sangen: es schilderte Waidmannslust im grünen Forst; als aber der Absatz an die Meise kam, in welchem des Liebchens gedacht war, übersprang es Hiesel und fing gleich den letzten Absatz zu singen an. „Das kommt ja noch nicht,“ rief der Bub', aber Hiesel sang zu Ende, ohne darauf zu achten, und eilte dann wieder stumm und in sich gefehrt den Andern voran.

Nach einiger Zeit gefellte sich Studеле zu ihm, der seines gefesteten Wesens halber viel bei ihm galt und sich wohl ein vertrautes Wort herausnehmen durfte. „Ich hab's wohl gemerkt,“ sagte er, „Du hast das Gefäß von des Jägers Schatz mit Fleiß ausgelassen, und kann mir wohl auch einbilden, warum Du's gethan hast . . . wer sich mit den Weibern einläßt, hat's allemal zu bereuen! Wirft wohl auch so was hinter Dir haben — aber sie ist schon wieder da gewesen . . .“

„Wer?“ fragte Hiesel staunend.

„Nun, das Mädel,“ erwiderte Studеле, „das nun schon ein paarmal dahin gekommen ist, wo wir gelagert waren, und verlangt hat mit Dir zu reden . . . Du hast nichts wissen wollen davon, so hab' ich sie allemal fortgejagt, — aber gestern hab' ich sie wieder gesehn, wie sie von fern um unser Lager herumgeschlichen ist . . .“

„Es wird eine Kundschafterin sein, die uns ausspioniren will . . .“

„Nein,“ lachte Studеле, „es steht wohl was Anderes in dem Gesicht: sie will durchaus nicht sagen, wer sie ist, aber sauber ist sie, wie ich nicht leicht was gesehn hab'!“

Hiesel erwiderte nichts; so oft von diesen geheimnißvollen Besuchen die Rede war, stieg der Gedanke in ihm auf, es könnte Monika sein, welche ihre Härte bereute und wieder zu ihm käme, aber dann strahlten ihm aus der Erinnerung ihre blauen Augen so rein und strenge entgegen, daß er den Gedanken als eine Thorheit von sich wies, und doch lag in dieser wenn auch noch so thörichten Möglichkeit ein Reiz, mächtig genug, daß er es vermied, Gewißheit zu verlangen, und darum die Unbekannte immer von sich fern hielt.

Mit einmal stand er still und ein Laut der Ueberraschung entfloß seinem Munde.

Um eine Ecke beugend waren sie auf eine schöne grüne Waldblöße getreten und mitten in derselben lag, wie er es oft ge-

träumt, das anmuthige Jägerhaus mit den lustigen grünen Räden, dem stattlichen Hirschkopf über der Thür, und um den Trauem vollständig zu machen, stand auf der Schwelle derselben eine weibliche Gestalt, welche den Herankommenden eifrig zuwinkte.

„Wie geschieht mir denn?“ sagte Hiesel. „Träum' ich denn und gilt das Winken uns?“

„Gewiß,“ sagte Studеле schmunzelnd; „die Frau sieht uns für Jäger an . . . wir sollten uns wohl den Spaß machen, ihrem Winken zu folgen . . .“

„Ist es die Frau des Försters, den wir eben erst unter den Händen hatten?“

„Nein, der wohnt an der andern Seite des Waldes,“ war die Antwort, und schon hatte Hiesel in den Wiesenpfad eingebogen, der zu dem Hause führte. Die Jägerin, ein hübsches rundes Weibchen, eilte den Kommenden einige Schritte entgegen und rief schon von Weitem: „Grüß' Gott, Ihr Herren . . . spütet Euch doch! Die Andern sind schon vor zwei Stunden fort, ich habe das Frühstück schon zweimal vom Feuer genommen und wieder hingesezt . . .“

„Das ist recht schade,“ sagte Hiesel hinzutretend mit freundlichem Gruß und folgte der geschäftig Voraneilenden in's Haus; „wir haben Euch Mühe gemacht! Hätten wir früher gewußt, was für eine schöne Jägerin da auf uns wartet, wir wären schon längst gekommen!“

„Nur geschwind herein und zum Tisch gesezt!“ rief die Frau, indem sie Teller, Gläser und Schalen auf dem schon gedeckten Tische zurecht stellte. „Da ist Kaffee, Schnaps, Schinken und Brod, wie mein Mann es angeschafft hat!“

Hiesel war mitten im Zimmer stehen geblieben, während seine Gefährten sich sofort über die Mahlzeit hergemacht hatten — das einfache Stübchen fesselte seine Blicke. An den Wänden hingen Waidtasche, Gewehre und Jagdgeräth, in einem halbboffenen Wandchränken lagen des Jägers Rechnungen und Bücher, unter dem Ofen war den Hunden ein Lager bereitet . . . in der Nebenkammer stand ein mächtiges Himmelbett mit sauberen Vorhängen und am Fußende desselben eine Wiege, in der ein Knabe mit rothen Pausbacken schlummerte; es war Alles so wohnlich, so traulich, so ganz wie er es oft im Geiste vor sich gesehn: er mußte sich mit Gewalt losreißen und seine ganze Fassung zusammennehmen, um nicht weich zu werden.

„So?“ rief er mit lautem Lachen, „der Mann hat es angeschafft, daß Ihr uns so bewirthe? Er soll leben, der Mann! Das muß ein Muster von Jäger sein, wie mir noch keiner vorgekommen ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein untergegangener Dichter.

Am 24. September des Jahres 1715 wurde in der alten schlesischen Stadt Schweidnitz eine neue Tragödie unter dem Titel „Die von Theodostia bereute Eifersucht“ durch die dortige Schulschule aufgeführt. Der Verfasser derselben war selbst noch ein Schüler Namens Johann Christian Günther, der Sohn eines Arztes aus dem benachbarten Striegau. Von Jugend auf zeigte der von der Natur auch körperlich sehr reich begabte Knabe einen unwiderstehlichen Wissensdrang und Neigung zum Dichten, wogegen der strenge, durch mancherlei Mißgeschick verbitterte Vater vergebens ankämpfte. Das deutlich ausgesprochene Talent erwarb ihm jedoch einen Gönner in der Person des Doctor Thiem zu Schweidnitz, der in großmüthiger Weise für ihn sorgte. Christian erfüllte in vollstem Maße die von ihm gehegten Erwartungen; er machte die bedeutendsten Fortschritte und fand trotz seiner Jugend die größte Anerkennung, so daß ihm eine glänzende Zukunft zu lächeln schien. Bei seinem Abgange von der Schule zur Universität hatte er die genannte Tragödie geschrieben, welche seine Lehrer für würdig erklärten, öffentlich aufgeführt zu werden. Der zum Theater umgewandelte Saal faßte kaum die Zahl der Zuschauer, unter denen sich der würdige Magistrat der Stadt, der Oberprediger und fromme Lieberdichter Benjamin Schmolz und viele adlige Familien aus der Umgegend befanden. Mit großer Theilnahme verfolgte das auserwählte Publicum den Gang der Handlung und besonders das Geschick der schönen Kaiserin Eudo-

ria, der Gemahlin des eifersüchtigen Theodosius, welcher die Unschuldige eines geheimen Einverständnisses mit seinem edlen Rath Paulinus verdächtigt und diesen hinrichten läßt. Zu spät überzeugt sich der grausame Kaiser von seinem Irrthum, indem Eudoria, vor ein Gericht gebracht, sich von jedem Verdacht reinigt und im Glanze der Tugend stegreich aus der Prüfung hervorgeht. Mit himmlischer Milde vergiebt sie ihm zwar, aber sie verläßt ihn, um sich in ein Kloster nach Jerusalem zurückzuziehen. — Von tiefster Wirkung waren ihre rührenden Klagen, welche folgendermaßen lauteten:

„Ich seh' die Wetter schon am Himmel streiten,
Den der Verleumdungs-Dunst mit dicken Wellen schwärzt,
In welchen Blitz und Schlag mit Donnerkeilen scherzt.
Gott, meiner Väter Gott! der Du den Frommen lohnest,
Ich halte Deiner Hand in Allem gerne still
Und weigre, hat Dein Zorn was über mich verhangen,
Mich auch für diesmal nicht, die Strafe zu empfangen,
Die ich vielleicht verdient; doch denk an Deine Guld,
An Deine Vater-Treu und gieb mir stets Geduld,
Die väterliche Zucht mit Freuden anzunehmen
Und sonder Murren mich Dir also zu bequemen,
Wie es Dein Wille fügt und mein Gehorsam heißt.“

Kein Auge blieb thränenleer und selbst der ehrwürdige Oberprediger nickte beifällig mit dem Kopfe und stimmte in den allgemeinen Beifall ein, der am Schlusse dem jugendlichen Dichter zu Theil wurde. Dieser mußte nach der Vorstellung auf der Bühne



Sünther mit seiner Leonore auf dem Friedhose.

Originalzeichnung von C. Raupp.

urde von allen Anwesenden mit lautem Zuruf
 anwesende adlige Fräulein und manche Patri-
 freundlich und mit sichtbarem Wohlgefallen auf
 feurrigen Jüngling mit den dunklen, blitzenden
 ungenehmen interessanten Zügen, welche von der
 Triumphs schön geröthet und gleichsam verklärt
 Auge aber suchte unter all' den holden Mädchen

nur die Geliebte, der er längst sein Herz geschenkt. Er hatte sie
 auf dem Lande in einer befreundeten Familie kennen gelernt und
 nach manchen Kämpfen ihre Neigung gewonnen. Sie selbst besaß
 poetisches Talent und ein hohes Interesse für Bildung und
 Wissenschaft. Frühzeitig hatte Leonore Sachmann ihre Eltern
 verloren und lebte in dem Hause ihrer Stiefeltern, welche von
 der Liebe zu dem angehenden Studenten nichts wissen wollten und

nimmer zu der Verbindung mit dem ganz mittellosen Jüngling ihre Einwilligung gegeben hätten. Nur im Geheimen dursteten sich die Liebenden sehen; der Ort ihrer verborgenen Zusammenkünfte war der Kirchhof, wo Leonorens Eltern unter dem grünen Rasen schlummerten.

Dorthin lenkte auch heute Günther nach der Vorstellung seiner Tragödie in der Abenddämmerung die Schritte, um von seiner Leonore auf längere Zeit Abschied zu nehmen — es ist die Scene, die unsere Abbildung wiederzugeben versucht. Er fand sie am Grabe ihrer Eltern weinend. Sanft umschlang er die Geliebte und küßte die Thränen von ihren Wangen fort, indem er sie zu trösten suchte.

„Du wirst mich nur zu bald vergessen,“ klagte sie in bitterem Schmerz, „und dann bin ich verlassen. Ich habe keinen Menschen auf der weiten Welt außer Dir.“

„Bei Allem, was mir heilig ist,“ rief der Jüngling, „schwöre ich Dir ewige Treue. Nie werde ich wanken und von Dir lassen. Aber Du,“ setzte er ahnungsvoll hinzu, „wirst Du dem Drängen Deiner Stiefeltern widerstehen?“

„Gott ist mein Zeuge,“ sagte sie feierlich, „daß ich niemals einem anderen Manne angehören werde. Bei meiner Eltern Leichensteine gelobe ich Dir, nur Dir allein anzugehören. Ihr Geist möge uns umschweben und segnen!“

Günther nahm ihre Hand und steckte einen goldenen Ring an ihren Finger.

„Im Angesicht des Himmels verlobe ich mich mit Dir; fortan bin ich, nächst Gott, Dein Schutz und Schild. Harre in Geduld und Alles wird noch gut werden. Der Gedanke an Dich wird mir Kraft verleihen und mich zum Ziele führen.“

Unter Küßten und Liebeschwüren zog er sie an seine Brust und auf den grünen Rasen nieder. Die goldenen Sterne leuchteten dem glücklichen Paare und schmetternde Nachtigallen fangen ihnen das Lied der Liebe. Noch einmal preßte er Leonore an seine Brust, dann schied sie tief bewegt und unter heißen Thränen. Mit den besten Vorsätzen bezog Günther die Universität zu Wittenberg und besuchte fleißig die Collegien, aber die Medicin, welche er zu seinem Studium gewählt, gewährte seinem feurigen Geiste nicht die gewünschte Befriedigung. Die Liebe zur Poesie verdrängte die trockene Fachwissenschaft; das freie studentische Wesen riß ihn unwillkürlich fort und verleitete ihn zu manchen Ausschweifungen, die bei seiner Jugend verzeihlich waren. Er fehlte nicht so leicht bei einem lustigen Gelage und statt Galen und Hippokrates verzehrte er die Mufen des Gesanges und schwärmte mit den fröhlichen Brüdern. Aber mitten im Strudel seiner Vergnügungen bewahrte er die Treue für Leonore. Uebertriebene Gerüchte von seinem liederlichen Leben waren in die Heimath und auch zu ihren Ohren gelangt. Er hat und beschwor sie, den Verleumdungen keinen Glauben zu schenken und ihm nach wie vor zu vertrauen. Leonorens Stiefeltern jedoch drangen in sie, einem reichen und angesehenen Manne, der sich schon früher um sie beworben hatte, ihre Hand zu reichen. Sie schrieb ihm und er warnte sie vor einem Trennbruche, der sie und ihn verderben müsse. Mit düsteren Farben malte er ihr das unglückliche Loos an der Seite eines ungeliebten Gatten; er verwies sie auf das Beispiel seiner eigenen Schwester, welche in einer traurigen Ehe lebte. Diese war unglücklich verheirathet und dadurch so verbittert, daß sie das Glück des Bruders zu stören und durch ihre Ränke Leonore von ihm abwendig zu machen suchte. Auch Günther's Vater, ein strenger, harter Mann, war mit einer solchen Verbindung und mit dem Betragen seines Sohnes keineswegs einverstanden. Das ungünstige Urtheil seiner nächsten Angehörigen, die übertriebenen Gerüchte von seinem Leichtsinne, die Bitten und Drohungen ihrer Stiefeltern bestimmten Leonore von allen Seiten und machten vereint zuletzt einen so tiefen Eindruck auf das arme, verlassene Mädchen, daß sie endlich nach manchem schweren Kampfe dem ungeliebten Bewerber zum Traualtare folgte.

Die Nachricht von Leonorens Untreue erschütterte Günther auf das Furchtbarste; er sah sich in seinen heiligsten Empfindungen, in seinen reinsten Gefühlen verletzt und gekränkt. Sein Glaube wankte, sein Vertrauen war zerstört und sein namenloser Schmerz kannte keine Grenzen. Zorn und Wuth loberten in seinem Herzen, abwechselnd mit Trost und kalter Verachtung, denen er in seinen Liedern aus jener Zeit den berebten Ausdruck lieh:

Ich habe genug!
Eust, Flamme und Klippe

Sind giftig und süße
Und machen nicht klug.
Komm, selige Freiheit, und dämpfe den Brand,
Der meinem Gemüthe die Weisheit entwand!

Um sein Leid zu betäuben, ergab sich Günther jetzt mit Absicht dem ausschweifendsten Leben; mit der ganzen Gluth seines sinnlichen Naturells stürzte er sich in den Strudel der wildesten Zerstreungen, welcher über ihn zusammenschlug. Fortan kannte er keine Rücksicht, keinen Halt mehr, die weibliche Tugend war für ihn nur noch ein leerer Wahn, seitdem Leonore ihn so schwer getäuscht. Tobende Zechgelage, wüste Abenteuer, blutige Raufereien und Liebeshändel ohne Zahl und Wahl waren seine Mittel, um den nagenden Schmerz zu beseitigen. Der lebenswürdige edle Jüngling verwandelte sich in einen cynischen Wüstling, in einen unverbesserlichen Schlemmer. Günther's Wesen neigte von jeher zum Extrem und in seinem Innern wohnten die himmlischen Geister dicht neben den Dämonen der Hölle. Diese triumphirten und unter ihrem versengenden Hauche welkten die herrlichen Keime einer selten schön angelegten Natur. Dennoch gab es Augenblicke, wo das bessere Princip wieder in ihm erwachte, wo die alten schönen Erinnerungen auf's Neue aufstauhten, und es bedurfte nur einer kräftigen und doch milden Freundeshand, um ihn zu retten. Die Nachricht, daß die untreue Leonore in unglücklicher Ehe lebe, erfüllte ihn nicht mit Schadenfreude, sondern mit tiefem Mitgefühl. Als ihr Kind schon wenige Monate nach der Geburt starb, tröstete er sie mit einem seiner schönsten und rührendsten Gedichte. Er schrieb an sie und erklärte, daß er sie nie vergessen werde.

Mit der Zeit wurde ihm selbst das wilde Leben in Wittenberg zur Last; er zog sich von seinen früheren Zechgenossen zurück und wollte nach Leipzig gehen, um seine vernachlässigten Studien wieder aufzunehmen. Seine zahlreichen Gläubiger hielten ihn jedoch mit Gewalt zurück und ließen ihn, da sie seine heimliche Entfernung befürchteten, festnehmen. In der höchsten Noth wandte er sich an seinen Vater und bat ihn zu befreien, indem er ihm ernstlich Besserung gelobte und in den rührendsten Worten seine Verzeihung erflehte. Dieser blieb jedoch unbittlich und überließ hart und unverzeihlich den reuigen Sohn seinem traurigen Geschick. Mit Hilfe der alten Gönner in Schweidnitz, an die sich Günther wandte, und einiger in Wittenberg studirender Landsleute öffneten sich endlich die Pforten seines Vorkers, so daß er mit den besten Vorsätzen sich nach Leipzig wenden konnte. Hier war er ganz auf sich angewiesen, da er von Hause aus keine Unterstützung zu erwarten hatte. Durch Gelegenheitsgedichte mußte er sich den nöthigen Unterhalt zu verschaffen suchen und seine Muse arbeitete für Brod. Dennoch fand sein Talent bald Gönner und einflußreiche Freunde, darunter den kursächsischen Historiographen und Hofrath Burckhardt Mendke, einen der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, der außerdem noch das große Verdienst hatte, die deutsche Sprache statt der damals üblichen lateinischen in der Wissenschaft angewendet zu haben. Er selbst war Dichter und sein Haus der Mittelpunkt aller poetischen und wissenschaftlichen Kräfte in Leipzig. Mit wahrhafter Humanität unterstützte er den armen Günther und sorgte väterlich für sein Fortkommen. Auf Mendke's Veranlassung besang derselbe die Siege des tapferen Eugen gegen die Türken und den Frieden von Passarowitz in einem größeren Gedichte voll Begeisterung für den großen Helden. Sein Gönner war von dieser Arbeit so entzückt, daß er das Gedicht nach Wien an den Kaiser selbst schickte, in der Hoffnung Günther dadurch eine Anstellung als Hofsopet zu verschaffen. Diese erfolgte nun zwar nicht, dagegen fand das Gedicht die allgemeinste Anerkennung und Bewunderung. Ganz Deutschland wurde auf den Verfasser aufmerksam, dem von allen Seiten Beweise der Theilnahme zufließen. In Breslau traten mehrere angesehenere Männer zusammen und schickten Günther eine ansehnliche Summe, um ihn längere Zeit vor jeder Noth zu schützen. —

Der edle Mendke war jedoch mit diesem Erfolge noch keineswegs zufrieden und bemühte sich nach wie vor, die Zukunft seines Schützlings dauernd zu sichern. Hierzu bot sich eine glänzende Gelegenheit, indem an dem prachtliebenden Hofe zu Dresden für den verstorbenen Ceremonienmeister und Hofsopeten von Besser ein entsprechender Ersatz gesucht wurde. Mendke, an den man sich zu diesem Zwecke gewendet hatte, schlug den ihm befreundeten

Günther vor. Dieser ging mit den besten Empfehlungen nach Dresden, wo sich ihm die ersten Kreise aufthaten. Seine einnehmende Persönlichkeit und sein anerkanntes Talent eröffneten ihm die besten Aussichten; er selbst war entzückt von dem Leben und Treiben der Residenz, wo unter dem verschwenderischen August ein Fest das andere drängte und täglich die glänzendsten Schauspiele sich dem Auge darboten. Alles hing jedoch für Günther von seiner Audienz beim Könige ab und von dem Eindruck, den er auf diesen machen würde.

Unglücklicherweise hatte er einen Mitbewerber um die einträgliche Stelle in der Person des schlechten Gelegenheitsdichters Ulrich König, der in alle Intrigen und Künste des schlüpfrigen Hoflebens eingeweiht war. Derselbe lebte im vertrautesten Verhältnisse mit einer Opernsängerin, Jungfer Schwarz, welche es übernahm, ihren Galan von dem lästigen Nebenbuhler zu befreien. Da es ihr nicht an Connexionen und Verbindungen fehlte, so war es ihr nicht schwer gefallen, den Tag der Audienz zu erfahren. Hierauf und auf Günther's Schwäche baute das würdige Paar seinen Plan, um ihn zu verderben. Zur bestimmten Stunde fand sich dieser pünktlich in den Vorzimmern des königlichen Schlosses ein. Da er längere Zeit warten mußte, ehe er vorgelesen wurde, bot ihm ein bestochener Bedienter freundlich ein Glas Wein an, der mit Brechtröpfchen gemischt war. Die Wirkung blieb nicht aus und als er zu dem König gerufen wurde, war er nicht mehr im Stande, die an ihn gerichteten Fragen zu beantworten. Mit Mühe nur gewann er die Thür, durch die er verzweifeln fortstürzte. Seine Gegner verbreiteten das Gerücht, er sei betrunken gewesen, und natürlich konnte von seiner Anstellung nicht ferner mehr die Rede sein.

Der Stolz und das Bewußtsein des unverschuldeten Mißgeschicks trösteten ihn jedoch bald über den Verlust seiner Aussichten. Zugleich erwachte in ihm die Sehnsucht nach der Heimath und nach Leonoren, die unterdessen Wittwe geworden war. Nach langer Abwesenheit kehrte er in das Elternhaus zurück, um seine Familie wiederzusehen. Hatte er auch nicht das Ziel seiner Wünsche erreicht, so trat er doch mit Ruhm bedeckt, als ein von ganz Deutschland genannter und anerkannter Dichter, seinem strengen Vater entgegen. Dieser aber blieb unverzöhnt; er wollte von dem „Versefmacher“, von dem „vagabundirenden Hungerleider“ nichts wissen und wies ihn grausam von seiner Thür, ungeachtet der Bitten der Mutter und Schwester. Tief erschüttert und von Neuem in seinem Glauben an die Menschheit wankend, suchte der arme Günther die Geliebte seiner Jugend auf. Es war ein schmerzlich freudiges Wiedersehen; Lust und Trauer wechselten wie Regenschauer und Sonnenschein. Leonorens blasse Wangen verriethen die schweren Leiden und Kämpfe ihrer Seele, aber die Schule des Unglücks hatte sie gereift und mild verklärt. Auf den stürmischen Liebesfrühling war ein sanfter stiller Herbst gefolgt. Hand in Hand saßen wieder die Liebenden, welche sich gegenseitig so viel zu verzeihen hatten und verziehen. Jedes maß sich die größte Schuld bei und suchte das Andere frei zu sprechen. Von der traurigen Vergangenheit war nicht mehr die Rede, sondern von den Hoffnungen der Zukunft. Der Anblick und tröstende Zuspruch Leonorens gaben dem Unglücklichen neue Kraft; er wollte sie verdienen, ihrer würdig werden. Selbst das Studium der Medicin, die ihm sonst so widerwärtig war, erschien ihm jetzt als ein Mittel, ihre Hand zu erwerben. Mit dem Entschlusse, nach Leipzig zurückzukehren, um dort den Doctorgrad zu erlangen, nahm er zum zweiten Male den zärtlichsten Abschied von der Geliebten seines Herzens.

Zunächst aber galt es, die nöthigen Geldmittel zur Ausführung seines Vorhabens sich zu verschaffen; weshalb er sich nach Breslau wandte, wo er alte Freunde und Gönner fand. Von allen Seiten wurde dem gefeierten Dichter die glänzendste Aufnahme zu Theil, welche seiner Eitelkeit schmeichelte. Leicht bewegt ließ er sich von Neuem von dem Strudel des Lebens fortreißen und vergaß im Genuße des Daseins seinen ernstesten Zweck. Wie in Leipzig den edlen Menck, so gewann er auch in Breslau einen väterlichen Freund in dem reichen und hochgebildeten Herrn von Bresler. Derselbe öffnete Günthern sein angesehenes Haus und auf dessen Zukunft bedacht, indem er ihn als Hauslehrer dem Grafen Schaffgotisch empfahl. Bald aber verzerrte Günther die Günstigkeit seines Beschützers, dessen Eifersucht er vielleicht ohne seine Schuld erregte, da die junge, geistvolle Frau von Bresler, die

selbst Dichterin war, sich für den talentvollen Poeten lebhaft interessirte. Böse Zungen besprachen das an sich reine und unverfängliche Verhältniß in geschäftiger Weise, so daß Herr von Bresler sich veranlaßt sah, den Umgang mit Günther abzubrechen, ohne ihm jedoch seinen Schutz gänzlich zu entziehen. Er aber verließ Breslau und irrte, von nun an wieder den finsternen Mächten verfallen, zwecklos ohne Ziel von einem Ort zum andern, mit Sorge, Noth und Hunger kämpfend. Zu allem Ungemach trat noch Krankheit hinzu; sein kräftiger Körper drohte zu erliegen. An Leib und Seele zerrüttet, wählte er sich von aller Welt verlassen und der Verzweiflung preisgegeben. In dieser Stimmung schrieb er an Leonoren den Scheidebrief seiner Liebe, indem er feierlich allen Ansprüchen auf ihre Hand und ihr Herz für immer entsagte.

Noch einmal jedoch schien das Glück dem armen Dichter zu lächeln; in seiner höchsten Noth lernte er einen Herrn von Nimpfisch kennen, der sich für ihn lebhaft interessirte und ihm in dem Städtchen Kreuzburg die Stelle eines Arztes, für die allerdings Günther am wenigsten geeignet war, verschaffte. Um ihn zu einem regelmäßigen Leben zu gewöhnen, schlug ihm sein neuer Gönner eine Partie mit der Tochter seines Pfarrers Domoratus vor. Günther war schwach genug, darauf einzugehen, erhielt jedoch anfänglich von dem Mädchen und auch von dem Vater einen Korb. Erst auf wiederholtes Zureden des Herrn von Nimpfisch entschloß sich Phyllis, welche schon einmal Braut gewesen und betrogen worden war, sich mit Günther zu verloben, unter der Bedingung, daß er sich mit seinem Vater zuvor versöhnen sollte. Es war wohl unbewußte Vorbedeutung, daß er seiner Braut einen Verlobungsring mit einem Totenkopfe überreichte.

Das Verhältniß mit Phyllis dauerte nur kurze Zeit; das Bild Leonorens mochte ihn wohl von ihrer Seite scheuchen. Er war nicht mehr für ein ruhiges, bürgerliches Leben geschaffen; wieder ergriff er die Flucht und irrte unstill umher, bald ein Unterkommen bei verschiedenen Herrn von Adel suchend, bald vor den Thüren der Gutsbesitzer und Landgeistlichen als Bettler pochend. So kam im Spätherbst noch einmal der verlorene Sohn in das Vaterhaus. Sein Anblick flüßte den Seinigen Schrecken und Entsetzen ein; nur mit Mühe ließ sich seine Schwester bewegen, ihn einige Tage versteckt zu halten, er der Vater nicht unter die Augen treten durfte. Er wandte sich schriftlich an ihn in einem herzerreißenden Gedichte, welches zu dem Bedeutendsten gehört, was Günther geschrieben hat. Der Anfang lautet:

„Und wie lange soll ich noch, Dich, mein Vater! selbst zu sprechen
Mit vergeblichem Bemühen, Hoffnung, Glück und Kräfte schwächen?
Nacht mein Schmerz beim Blut nicht rege, o so rühre dich dies Blatt,
Das nunmehr die letzte Stärke kindlicher Empfindung hat!
Fünffmal hab ich schon versucht, nur dein Antlitz zu gewinnen,
Fünffmal hast du mich verschmäht!“

Seine Bitten waren umsonst, der harte Vater ließ ihm sein Haus für immer verbieten. Günther aber machte noch einen Versuch, gegen den Willen des Grausamen einzudringen. Elend und gebrochen, mit gefalteten Händen trat er ihm entgegen, auf den Knieen seine Verzeihung anflehend; der Vater aber stieß ihn mit eiserner Unbarmherzigkeit zurück, während die kranke Mutter im Bette ihre Hände verzweifeln rang und die Schwester sich weinend zwischen Beide stürzte. Furchtbar tönte der Fluch des Vaters in den Ohren des Ausgestoßenen, der, wie von Furien gepeitscht, in dunkler, stürmischer Nacht, unter Regen, Schnee und Wind auf der Landstraße weiter irrte, bis er zu Tode erschöpft in Jena anlangte. Ein schleichendes Fieber warf ihn auf das Krankenlager, aber Wochen lang noch zögerte der Tod, den müden Dulder zu erlösen. In diesen hangen Tagen erwachte Günther's ganze edle Natur, läuterte sich seine Seele von den irdischen Schlacken, richtete er seine Blicke auf die Ewigkeit. Voll Ergebung bereitete er sich auf sein nahes Ende vor, keine Klage, kein Vorwurf entschlüpfte seinen Lippen, sein Herz war voll milder Vergebung, sein Geist voll Sehnsucht nach dem Göttlichen. Die Muse, um die er so schwer gelitten, war ihm allein treu geblieben und tröstete ihn in der bitteren Todesstunde. Wie der Schwan im Sterben, sang auch der Dichter im Angesicht des Grabes seine schönsten und reinsten Lieder, auf deren Schwingen er sich zum Himmel hob. Er selbst setzte sich die folgende Grabchrift:

„Hier starb ein Schlesier, weil Glück und Zeit nicht wollte,
Daß seine Dichterkunst zur Reise kommen sollte.
Mein Pilger, lies geschwind, und wandre deine Bahn,
Sonst steckst dich auch dein Staub mit Lieb' und Unglück an.“

Günther starb am 15. März 1732 in seinem noch nicht vollendeten achtundzwanzigsten Lebensjahre, „ein Dichter im vollen Sinne des Wortes,“ wie ihn Goethe nennt, der über ihn das Urtheil fällt: „Ein entschiedenes Talent begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Bergewärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie her-

vorzubringen und zwar im gemeinen, wirklichen. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durch's Gefühl zu erhöhen, und mit passenden Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Wilde und Nahe daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter, oder wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten.“
Max Ring.

Die allezeit richtig gehende Uhr.

Wenn man jetzt seine Taschenuhr herauszieht und bis auf die Minute genau sieht, welche Zeit es ist, denkt man gewiß selten daran, welcher Aufwand von Scharfsinn, welche Reihe von mühevollen Arbeiten erforderlich gewesen, um ein solches Kunstwerk, wie es heut in Jedermanns Händen ist, hervorzubringen.

Man kannte ursprünglich keine anderen Uhren als die sogenannten Sonnenuhren, bei welchen aus der Schattenlänge eines Stabes oder anders geformten Gegenstandes die Zeit bestimmt wurde. Endlich kam von Aegypten herüber die erste wirkliche Uhr nach Europa, die Klesphdra oder Wasseruhr, eine mit Wasser gefüllte Glasugel, durch deren enge Oeffnung unten das Wasser in eine Röhre darunter tröpfelte. Auf dem Wasser unten schwamm ein leichter Körper, dessen Steigen bestimmte Zeitabschnitte angab. Trotz der Unzuverlässigkeit dieser Wasseruhren blieben sie doch allgemein in Gebrauch bis zu den Zeiten Galilei's, und erst im Jahre 1650 wurde eine vervollkommnete Art derselben erfunden, welche durch Herauftreiben eines Cylinders mit dem steigenden Wasser einen Mechanismus so bewegte, daß er die Stunde schlug.

Von mechanischen Erfindungen und Kunstwerken, welche Zeitabschnitte durch Schlagwerke anzeigen, den sogenannten Horologen, ist mehrfach in früheren Jahrhunderten die Rede. Die verschiedenen Erfindungen, Zeiten, Völker und mechanischen Genies haben über Jahrhunderte hinweg zusammengewirkt, um endlich eine richtig gehende Uhr in unserem Sinne möglich zu machen, so daß man eine große Menge Erfinder der Uhr anerkennen muß oder gar keinen (d. h. dann auch: alle zusammen). Wissenschaftlich hervorragend ist nur die Entdeckung Galilei's, daß die Pendelschwingungen sich zur mathematisch-genauesten Zeitmessung eignen, und die darauf gegründete Erfindung der Pendeluhr (1639).

Die allmähliche Vervollkommnung der von gespannten Federn getriebenen Taschenuhren, von drei oder vier bis Hunderte von Thalern für's Stück, ist zugleich eine lange Geschichte der Mechanik im Kleinen und würde, etwas genau erzählt, einen guten Band füllen. Sie schließt die merkwürdigsten Wunderwerke von Kirchen- und sonstigen berühmten Uhren ein, die beim Schlag gewisser Stunden die seltsamsten Kunststücke machten, Sonnen-, Mond- und Sternelauf mit anzeigten, den Adam in Eva's Apfel beißen ließen u. s. w., Uhren, die oder deren Ruinen zum Theil jetzt noch in diesem oder jenem Kirchenturme vorhanden sind.

Von den Sanduhren, die man auch noch hier und da auf Kanzeln findet, diesen Sinnbildern der Vergänglichkeit — oft neben einem Totenkopf — ist weiter nichts zu sagen, da ihre Einrichtung ganz der der Wasseruhren gleicht. Wir wissen Alle, daß die Uhrmacherkunst zu einem hohen Grade von Vollkommenheit ausgebildet worden ist und zu den nothwendigsten, blühendsten Industriezweigen gehört. Aber wie Wenige von den Millionen Menschen, die kostbare Taschen- und außerdem noch prächtige Stutz- und Wanduhren haben, können sich auf deren Genauigkeit verlassen! Unter zehntausend solchen Mechanismen giebt es kaum einen ganz zuverlässigen, sogenannten Chronometer, und auch die besten sind den Einwirkungen der Temperatur unterworfen und müssen öfter regulirt und gestellt werden. Zeit ist aber Geld, und Pünktlichkeit in unserm modernen Leben, wo tausenderlei Geschäfte, Eisenbahnzüge und gegebene Versprechungen von der Minute abhängen, ein Betriebs- und Credit-Capital, das bei uns noch lange nicht genug geschätzt und verwerthet wird.

Um den Werth der Zeit und Pünktlichkeit gehörig zu benutzen, muß nicht nur unsere eigene, sondern auch jede andere Uhr richtig gehen. Wer bestimmt diese Richtigkeit? Die alte

Akademie-Uhr in Berlin, die allen Erschütterungen der stets vorbeidonnenden Wagen ausgesetzt ist? Alle Berliner richten sich danach, aber Berlin ist bloß ein sehr unbedeutendes Fleckchen in dem Tag und Nacht geschäftsverbundenen Deutschland. Allerdings giebt's im Kalender Tabellen, welche sagen, wie viel eine richtig gehende Taschenuhr einer richtig gestellten Sonnenuhr vor- oder nachgehen müsse, um richtig zu gehen. Wo ist aber die astronomisch anerkannt richtig gestellte Muster-Sonnenuhr? Wo die von der Wissenschaft und der Autorität gewährleisteteste astronomische Uhr? Es giebt nichts der Art in dem zerstückelten Deutschland, so daß man, um sicher zu gehen, eine halbe Stunde vor der Zeit auf den Eisenbahnhof fahren, um pünktlich zu sein, auch ein Stück Geld in Form von Zeit opfern muß.

War' es nicht Zeit, eine ähnliche Einrichtung wie in England zu treffen? Dort ist die von der feinsten astronomischen Wissenschaft gepflegte Uhr der Greenwich-Sternwarte absolute Autorität für's ganze Land. Und alle wichtigen Geschäfts- und Verkehrspunkte, selbst mehrere Stadttheile Londons können zu jeder Zeit an den mit dieser Uhr elektrisch in Verbindung stehenden Chronometern sehen, welche Zeit es ist im ganzen Lande. Außerdem fallen mit der großen Kugel auf der Greenwich-Sternwarte immer mehrere meilenweit sichtbare Kugeln, sowie es in der Schöpfung Eins schlägt. Danach werden alle Tage sämtliche öffentliche Uhren auf Eisenbahnen, in Staats- und Geschäfts-bureaux berichtigt, so daß jeder Privatmann im Stande ist, seine Uhren darnach zu stellen. Hierdurch wird die kostbare Zeit schon gehörig gewürdigt und Feder bewegt und befähigt, sparsam damit umzugehen, sie möglichst gut zu benutzen. Und die Pünktlichkeit, eine Tugend, durch deren allgemeinen Cultus in England jährlich Millionen von Pfunden gespart d. h. für förderliche Zwecke gewonnen werden, ist geradezu eine der vornehmsten und angebeteten Landesgöttinnen geworden. Die Königin Victoria ist hauptsächlich wegen ihrer ausnahmslosen gewissenhaften Pünktlichkeit und als Muster einer guten Mutter so populär geworden.

Wir im zerstückelten Deutschland haben keine Aussicht auf eine allgemein gültige astronomische Normaluhr und den daraus stehenden Zeit- und Pünktlichkeits-Cultus.

Gleichwohl haben Tausende von Geschäftsleuten, Fabrikanten, Deconomen, Arbeitgebern und Arbeitern aller Art das höchste Interesse an genauer Kenntniß der Zeitabschnitte des Tages. Wonnach sollen sie — namentlich die von großen Städten entlegenen, die Deconomen, Fabrikanten u. s. w., welche Tausende von Arbeitern pünktlich erwarten, die eine genau einzuhaltende Zeit arbeiten, auf's Essen verwenden, mit einem bestimmten Schlage zum Schlusse gerufen werden sollen — die Zeit messen, ihre Uhren reguliren?

Das Einzige bleibt eine genaue Sonnenuhr. Aber die gewöhnlichen, wie sie seit Jahrhunderten Mode sind, haben nur einen untergeordneten praktischen Werth und sind außerdem an einen bestimmten Ort gefesselt, da das Aufstellen anderswo vor Allem die genaueste Meridian-Kenntniß erfordern würde. Daher ist es wichtig und erfreulich, daß ein Deutscher eine tragbare, überall leicht richtig zu stellende astronomische Normal-Sonnenuhr erfunden hat, die sich jeder leicht verschaffen und jederzeit an eine sonnige Stelle stellen kann, um zu erfahren, wach' Zeit es eigentlich sei. Sie antwortet stets mit absoluter Wahrheit der Sonne und bis auf die Minute.

Es ist die hemisphärische Sonnenuhr des Chemikalien-Fabrikanten Herrn H. Schmeißer in Berlin, der sich seine Erfindung patentiren ließ und die Verfertigung derselben dem Mechanikus Herrn Meißner in Berlin, Friedrichstraße 71, den Vertrieb und Verkauf